



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brüggen, E. von der: Nation und Staat

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sondern dem Vaterlande, der Welt, und die, die sich jetzt zur Herausgabe dieser Tagebuchblätter vereinigt haben, trotz der auf Busch gehäuften Schmähungen, die sich bewußt, in treuer Verehrung für den großen Kanzler niemand nachzustehn.

Zum Schlusse bedarf es noch eines Worts der Erklärung, wie es kommt, daß diese Bände jetzt von anderer Hand herausgegeben werden. Dr. Busch hat zu einer Zeit, wo es ihm nützlich schien, sein Manuskript mit allen Rechten nach England verkauft, um das Erscheinen nach dem Tode des Fürsten zu sichern für den Fall, daß er selbst nicht mehr für die Herausgabe sorgen könnte. Das Autorrecht für Deutschland mußte und konnte deshalb von dem Verleger erworben werden, der es für den ersten Teil schon besaß, nun aber in den Stand gesetzt wurde, das ganze Buch in einer Form zu bringen, die, ohne seinen Wert zu schmälern, manches Anstößige entfernte. Dr. Busch selbst ist wegen seines gegenwärtigen Gesundheitszustands und bei seinem hohen Alter zu einer umfassenden redaktionellen Arbeit nicht mehr imstande, hat aber den Herausgebern zu dieser Arbeit freie Hand gelassen.

So übergeben wir in der Überzeugung, etwas Nützlichcs und Gutes zu thun, dieses Buch, das treue Spiegelbild einer großen Zeit, nicht nur den deutschen Historikern, denen es nur einzelnes Neue bieten kann, sondern vor allem auch dem deutschen Volke, dem es seinen größten und volkstümlichsten Helden in lebendigen Bildern vergegenwärtigen soll.

Leipzig, am Tage der Beisetzung des Fürsten Bismarck, 16. März 1899



Nation und Staat

Von E. von der Brüggen



aifer Joseph II. war ein Fürst von so hoher Begabung, wie sie nur selten den Trägern von Kronen verliehen ist, und stellte seine Gaben mit einem idealen Schwung, einer Energie, einer Hingebung in den Dienst seines Reichs, deren gute Wirkungen bis heute in Osterreich nicht vergessen sind. Aber er war durch und durch Bürokrat, und indem er von diesem Standpunkte aus sein Reich zu reformieren unternahm, trieb er seine Völker in die Revolution oder bis dicht an die Revolution. Mit bürokratischer Gewaltsamkeit wollte er, die Verfümmnis seiner Vorfahren nachholend, aus seinen Erbländern einen deutschen nationalen Staat machen, und er scheiterte durch die Gewaltsamkeit seiner Mittel. Trotzdem hatte er eine Saat ausgestreut, die unter dem mildern

Regiment seiner Nachfolger ohne staatlichen Zwang an vielen Orten aufging und gedieh, sodaß der erste österreichische Bevollmächtigte beim neuen Bundestage, Graf Buol, im Jahre 1816 zur Legitimierung des österreichischen Deutschtums die Behauptung wagte, „die Böhmen hätten sich originell und gediegen zu einem deutschen Volksstamm ausgebildet; zwei Millionen Deutsche und eine durchaus deutsche Bildung besäße Ungarn.“*) Graf Buol hat nun den Mund wohl etwas voll genommen; aber was ist von dem originellen und gediegenen deutschen Volksstamm der Tschechen und von der germanischen Bildung der Ungarn heute noch übrig? Was von den nationalen Zwangsordnungen Josephs II.? Und hätte damals eine geschlossene deutsche Nation hinter Joseph und seinen Nachfolgern gestanden, so wäre uns das auch ohne bürokratische Gewalt wahrscheinlich erspart geblieben, was wir heute dort leider mit Sorge beobachten. Der Staat kann eben den Mangel an eigener nationaler Kraft seines Volks nur in sehr geringem Maße ersetzen. Zu Josephs Zeiten aber gab es keine geschlossene deutsche Nation, das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit war erloschen, das Volk glich einem Kometen, dessen Haupt der Kaiser, dessen Schweif ein Haufe größerer und kleinerer Körper war.

Man müßte um viele Jahrhunderte, etwa in die Stauferzeit, zurückgehen, um die Spuren eines alle deutschen Stämme umfassenden Gemeinfinns zu entdecken, in die Zeit, wo sich in unaufhörlichen Kämpfen nach außen die Gegensätze der alten großen Stämme, in die das Volk zerfiel, allmählich auszugleichen begannen, und wo Heinrich VI. den Versuch machte, ein Erbkaisertum zu errichten. Wenn sich damals die Deutschen den Welschen und Slawen gegenüber als einiges, und zwar als Herrenvolk fühlten, so ging dieses Bewußtsein wieder unter in dem innern Zwist, der unter dem schlaffen Regiment der Luxemburger zu der Goldenen Bulle der Kleinstaaterei führte. Vollends auflösend wirkte der Übergang der Kaiserkrone an das Haus Habsburg im Jahre 1438. Seit die Ostmark von Bayern abgetrennt und später durch Kaiser Rudolf zum Stammsitz seiner Hausmacht gewählt worden war, gewann dieses undeutsche Land eine übermäßige und unheilvolle Bedeutung für Deutschland. So wenig Herrschertugenden in den Kaisern habsburgischen Bluts auch zu finden waren, so hätten ihre persönlichen Mängel schwerlich das Verderben über Deutschland gebracht ohne den Umstand, daß Wien auf frischem Kolonialboden lag und zugleich durch die österreichischen Heiraten die Hauptstadt von Ungarn und Böhmen wurde.

Einen Augenblick schien es, als sollte Prag die Hauptstadt Deutschlands werden; ja einer der luxemburgisch-böhmischen Kaiser, Karl IV., zog sogar die Elbe abwärts und richtete sich in Tangermünde häuslich ein. Welche andern Ausichten hätten sich eröffnet, wenn Karl dort auf rein sächsischem Boden die Kaisermacht befestigt und wenn seine Großtochter nicht einen Habs-

*) Perthes Leben, 8. Aufl., Bd. 2, S. 101.

burger geheiratet hätte. Vielleicht wäre Tangermünde längst das für Deutschland geworden, was Berlin später wurde, vielleicht hätte die Einheit von Deutschland längst ohne den Siebenjährigen und ohne den Krieg von 1866 hergestellt werden können. Selbst Prag, wenn auch unter einer luxemburgischen Dynastie, wäre eine bessere Hauptstadt für Deutschland geworden als Wien, dessen Blick immer mehr nach Italien und nach den Ländern abwärts der Donau, als nach Deutschland gerichtet gewesen ist. Was Preußen zum Ketter der Nation gemacht hat, ist zum großen Teil seine geographische Lage, zu einem gewissen Teil freilich auch die slawische Beimischung seiner Bevölkerung gewesen, die dadurch von dem zentrifugalen Charakter der rein germanischen Stämme verloren hatte. Weil Preußen, vom Meere begrenzt, fast ganz auf Deutschland angewiesen war, versplitterten sich seine nationalen Kräfte und Interessen nicht wie in Österreich nach außen hin; sie hatten sich in Deutschland zu fest gesetzt, als daß sie erschüttert werden konnten, als die Lothringer gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den verspäteten Versuch machten, sich durch den bayrischen Ländertausch in Deutschland territorial auszudehnen. Wäre es dem Großen Kurfürsten gelungen, weit nach Litauen hinein Fuß zu fassen, wer weiß, ob Preußen dann mit solcher Zähigkeit im Kampf gegen Österreich und im Fürstenbunde das Anwachsen der österreichischen Macht auf deutschem Boden zurückgewiesen hätte. Nicht das nationale Bewußtsein, sondern die geographische Lage und staatliche Notwendigkeit haben Preußen an die Spitze der Nation gebracht.

Noch eins war zum Vorteil Preußens: es war frei von den römisch-italienischen Traditionen des alten römischen Kaisertums. Diese Traditionen zehrten an der Kraft des Hauses Habsburg, auch nachdem die regelmäßigen Römerzüge aufgehört hatten. Zwar setzte nicht mehr ganz Deutschland seine Kraft ein für die päpstliche Krönung und die kaiserliche Herrschaft in Oberitalien; aber das Kaiserhaus und seine Erblande nahmen doch einen Teil der Last auf sich und erweckten damit endlose äußere Kriege mit Italien, Frankreich, Spanien, die nichts mit den Interessen der Nation zu thun hatten, außer daß sie durch die Vernachlässigung der innerdeutschen Angelegenheiten das nationale Gesamtgefühl weiter schwächten.

War Friedrich III. der letzte in Rom gekrönte Kaiser, hatte Italien aufgehört, seinen unmittelbar zersetzenden Einfluß auf die staatlichen und nationalen Zustände Deutschlands auszuüben, so wurde dieser Vorteil aufgewogen durch den Schaden, den die weit engere Verbindung der Kaiserkrone mit den slawisch-ungarischen Erblanden und später mit Spanien brachte. Die Erbmonarchie war endlich, wenn nicht gesetzlich, so thatsächlich da, und die Dynastie war der Nation ferner und fremder als jemals seit den Zeiten der Karolinger. Der Kaiser undeutsch, die zahllosen Fürsten und Herren jeder nationalen Einigung feindlich, die Nation in religiösem dauerndem Kampf zerrissen — das

war ein Zustand, der gewiß kein nationales Bewußtsein im Volke fördern konnte. Wohl flammte hie und da in Einzelnen dieses Bewußtsein auf. Aber ein Luther hatte vor allem mit Rom zu kämpfen und vermochte zuletzt doch nicht, auch nur auf dem religiösen Boden das Volk zu einigen. Ein Wallenstein wagte den Versuch, gegen Kaiser und Fürsten, Welsche und Schweden einen fest geschlossenen Staat auf deutschem Boden zusammen zu hämmern. Aber er stand mit seinen heldenhaften, weitblickenden Plänen allein, und er und seine wahrhaft nationalen Unternehmungen fielen durch die der Nation feindlichen Mächte zu Wien. Und von diesem heillosesten aller Bürgerkriege an gab es, wenn man die rein österreichischen Kriege ausschaidet, in den mehr als zweihundert Jahren bis zu den Einigungskämpfen von 1870 keinen deutschen Krieg, der nicht ganz oder zu einem Teil ein Bürgerkrieg gewesen wäre. Ein Bürgerkrieg, wenn man die Bestandteile des Deutschen Reichs als zu einer staatlichen Einheit gehörend will gelten lassen. Und doch waren diese drei Jahrhunderte wahrlich nicht arm an Kriegen. Waren es nicht Österreicher, Bayern, Sachsen, Preußen usw., die gegen einander fochten, so sah man Pommern im schwedischen Heere oder Hannoveraner im englischen, oder Rheinländer, Westfalen, Bayern im französischen Heere gegen Deutsche kämpfen, bis zuletzt im Rheinbunde der größte Teil der alten reindutschen Stämme den Franzosen bei der Niederwerfung der beiden Ostmarken, Österreichs und Preußens, half.

Nichts in der deutschen Geschichte ist vom nationalen Gesichtspunkte aus so erschütternd, als dieser Kampf der alten echten Stämme gegen die Staaten, die nun auf ihrem ehemals kolonialen Boden am festesten für die Existenz der Nation eintraten. Freilich weniger mit dem idealen Ziele der Verfechtung nationaler Interessen, als mit der Absicht, ihre staatlichen Interessen, sei es auch auf Kosten der Nation, zu fördern. Denn erst die plötzlich erwachte Begeisterung des Volkes im Befreiungskriege von 1813, die aus nationaler Quelle entsprang, entzündete auch die Regierungen zum Bewußtsein nationaler Aufgaben. Bis dahin waren ihre Ziele auch in Wien und Berlin ebenso bloß staatlicher Natur wie in den kleinern Staaten. Bis dahin standen auch sie noch immer auf dem rein staatlichen Boden, den sie in diesen Kriegen seit 1792 eingenommen hatten.

Beide überließen zu Basel und Campo Formio, zu Rastatt und Luneville sehr bereitwillig den letzten Rest des einst so großen linksrheinischen Besitzes von Deutschland den Franzosen. Dagegen wirkte Paul von Rußland, der in Deutschland nichts besaß als die Herrschaft Sever, jahrelang mit weit größerem Eifer für die Erhaltung der Reichsgrenzen als irgend ein deutscher Staat. Während beide deutsche Vormächte gierig nach Beute an deutschem Boden spähten; während beide kein Bedenken trugen, jeden Schaden, den deutsche, selbst nichtdeutsche Fürsten, wie Dranien, Sardinien, Toskana, Modena, von Franzosen erlitten hatten, mit deutschem Lande zu bezahlen, und zuletzt aus

rein staatlicher Eifersucht gegen einander es Frankreich im Verein mit Rußland überließen, im Reichsdeputationshauptschluß die deutschen Kernlande nach Gunst zu verteilen, waren die beiden Ostmarken doch, wenn auch nicht aus nationalen Motiven, so durch ihre staatliche Stellung die Schützer des deutschen Mutterlandes.

Von den preußischen und österreichischen Truppen, die bei Leipzig kämpften, hatte nur ein geringer Teil seine Heimat auf altem deutschem Boden, der weit- aus größte Teil war aus deutschen Kolonialgebieten oder aus undeutschen Ländern der österreichischen Krone. Die Hauptkraft sowohl Österreichs als Preußens lag 1813 in Ländern, die auch staatlich gar nicht zum Deutschen Reiche gehörten, die nur durch Heirat, Erbgang oder Eroberung an die Häuser Habsburg und Hohenzollern gekommen waren. Denn Preußen war seit 1807 auf seinen ostelbischen Besitz beschränkt und zog seine beste Kraft aus dem Erbe der Deutschherren und den polnischen Erwerbungen, Gebieten, die alle außerhalb des Bundesgebietes lagen. Auf slawischem, von Deutschen kolonisiertem Boden ist die einheitliche Kraft erwachsen, die die Nation rettete, und so wurde ein Teil der Schuld getilgt, die das undeutsche Österreich seit Jahrhunderten dem Reiche gegenüber auf sich geladen hatte. Das eigentliche Deutsche Reich stand fast ganz unter der Fahne Napoleons. Und fünfzig Jahre später war es wieder nicht das deutsche Kernland, das über die Zukunft des Volkes entschied, sondern der Entscheidungskampf wurde in der Hauptsache zwischen den beiden kolonialen Ostmarken ausgefochten.

Der Grund hiervon war, daß sich nur die Ostmarken noch ein staatliches Bewußtsein gewahrt und staatliche Mittel zur Verteidigung bereit hatten. Die Kernlande hatten nicht nur das nationale, sondern zuletzt auch das staatliche Bewußtsein verloren. Alle die zahllosen kleinen Herren waren allmählich dem Stande patriarchalischer Grundherren nahe gekommen, fühlten sich als Herren von Gottes Gnaden bis hinab zu einem Wallerstein oder Erbach und regierten ihre Länder wie Rittergüter, der eine gut und zum Gedeihen seiner Unterthanen, der andre als wüster Verschwender, der dritte als Despot. Es fehlte wenig, so konnte man diesen Fürstenstand von den polnischen Magnaten des vorigen Jahrhunderts kaum mehr unterscheiden. Dort wie hier die Willkür des Privatherrn, nicht die Staatsordnung des Gesetzes; hier schloß Bayern ein Offensiv- und Defensivbündnis mit Rußland und stellte ihm seine 20000 Mann Truppen zur Verfügung, und dort that ein Potocki oder Radzwill mit gleicher Heeresmacht dasselbe. Der eine verhandelte seine Soldaten an auswärtige Mächte, der andre sparte die Ausgaben für irgend welche Soldaten, um eine Reise nach Italien zu machen. Von staatlichen Pflichten war bei diesen Herren selten die Rede: sie wurden bestenfalls ersetzt durch die Pflichten privater Art, die sich ein redlicher und wohlgesinnter Mann selbst auferlegt. Was diese Fürsten von den polnischen

Magnaten unterschied, war der in dem deutschen Charakter fester wurzelnde Sinn für Recht und Ordnung, waren die Formen staatlichen Wesens, die, so leer sie oft waren, dennoch im Volke nicht gänzlich das staatliche Bewußtsein erlöschten ließen. Man hatte wenigstens überall und oft sehr dicht vor Augen einen Fürstenhof mit seinen Schranzen und Ministern, man sah im Lande, so klein es war, Beamte, Richter, Zöllner und auch Soldaten; man sah kleine Musterstaaten, wenn man sich weiter umthat, oder hörte von solchen, in denen es ordentlich und rechtlich zuging, in denen für Wege oder Schulen oder für eine andre Liebhaberei des Fürsten von allgemeinem Nutzen gut gesorgt wurde. Denn bei aller Willkür vieler der Herren war dieser südliche und westliche Boden doch uralter deutscher Kulturboden, auf dem sich ein reges geistiges Leben erhalten hatte und in Verbindung stand mit der Geistesarbeit in Frankreich, der Schweiz, Holland, Italien; ein Kulturboden, auf dem noch eben die meisten der großen Dichter und Denker erwachsen waren, die unsre Litteratur zu einer der französischen, englischen, italienischen ebenbürtigen erhoben hatten.

Aber im ganzen freilich war in diesem Reichstrümmernhaufen wenig zu sehen, was den Begriff des Staats im Bewußtsein der Bürger festigen konnte. An der Stelle des Staatsbewußtseins stand allenfalls ein enges Kommunalbewußtsein; der Württemberger war darin nicht anders als der Nürnberger oder Rothenburger und konnte in der That auch kaum anders sein. Denn in der Zeit von 1800 bis 1815 und noch später wurde mit den deutschen Ländern und Staaten ein Handel und Tauschgeschäft getrieben, wie auf der Leipziger Messe mit Tuchballen. Niemand konnte sicher sein, daß er sich über Nacht nicht aus einem Bayern in einen Preußen, aus einem Gothaer in einen Koburger, aus einem Kurmainzer in einen Franzosen oder Hessen verwandelte. Endlos schleppten sich die Grenzausführungen zwischen den verhandelten Landesgrenzen hin, und war endlich eine Grenze gesetzt, dann kam oft bald ein neuer Tausch, der sie unnütz machte.

Seit Napoleon den in Raftatt versammelten deutschen Fürsten kurzweg erklärt hatte, die gesamten geistlichen Stifter seien zu säkularisieren und ihre Ländereien zur Entschädigung der durch die französischen Eroberungen vertriebenen Fürsten und Herren zu verwenden, war bei den geistlichen Ständen zwar des Sammers genug, aber um so größeres Wohlgefallen bei denen, die sich nun auf die großen und reichen Gebiete der Erzstifte, Bistümer, Abteien und Klöster stürzten. Daß es bei diesem Plündern und Handeln nicht fein säuberlich herging, vielmehr allmählich alle Scham dahin schwand, ist bekannt genug. Was die Herren zur Bestechung Napoleons und seiner Diener herausgeben mußten, das holten sie oft von ihren neu eingehandelten Unterthanen wieder zurück, und wie die Herren, so dachten ihre Diener: vielleicht hat Deutschland nie vorher oder nachher eine solche Entwürdigung der Regierungen und des Beamtentums gesehen wie damals zur Zeit des napoleonischen Länderschachers.

Entsetzliche Schilderungen, die zugleich des Ergößlichen nicht ermangeln, entwirft uns ein bayrischer Beamter, Ritter von Lang,*) aus dem neuen napoleonischen Königreich Bayern. Mögen diese Aufzeichnungen auch an Gehässigkeit Einzelnen gegenüber leiden, so dürfen sie doch als bezeichnend gelten für Zustände jener Zeit. „Der Angeklagte, sagt er, wenn er ein Beamter, Adlicher, Geistlicher oder ein reicher Jude war, kam jederzeit durch, Kläger oder Richter aber wurden von der Rache erreicht. Ob ich gleich in jedem Stande die rechtschaffensten und tüchtigsten Männer gefunden habe und überzeuge bin, daß dergleichen neben den geschilderten unglückseligen Subjekten überall zu finden sind; so fragt sich doch, wie es kommt, daß gerade in der Beamtenwelt eine solche erschreckliche Verworfenheit habe stattfinden können? Ich weiß darauf keine andre Lösung als: durch eine unglaubliche Schwäche der Regierung, eine schlechte Justiz, ein seit Jahrhunderten durch die vielen welschen Tonangeber und Emporkömmlinge, die Maitressen- und Pfaffenregierung und die allerliederlichste Staatswirtschaft verdorbener Charakter und einen den Freunden des Guten überall aufslauernden heimtückischen Rachegeist.“

Man muß sich diese Zustände vergegenwärtigen, um zu begreifen, mit welcher Gleichgiltigkeit man im südlichen und westlichen Deutschland den Zusammenbruch des alten Staatswesens und den Einbruch welschen Geistes und welscher Staatsmacht im Volke ansah. Der Staat, wie er sich dem Unterthan von Bamberg oder Würzburg oder Kurmainz oder Kurköln oder all der weltlichen Herren zeigte, konnte ebenso wenig ein staatliches Bewußtsein nähren und erhalten, wie die Komödie, die auf der Bühne des Reichs aufgeführt wurde, dem seit lange erschlafften Reichsbewußtsein aufhelfen konnte. Welche Achtung vermochte man einem „allerhöchsten Reichsoberhaupt“, wie man es damals nannte, zu bewahren, das den Kongreß zu Rastatt mit der freilich unerwarteten Erklärung eröffnete, daß die Integrität des Reichs als anerkanntes Prinzip der Verhandlungen zu gelten habe, und drei Wochen darauf Mainz den Franzosen ohne Schwertstreich übergab, die dann auch sofort mitten im Frieden die Rheinschanze bei Mannheim mit dazu nahmen? Und als dann ein allgemeines Wehklagen begann, da kam, wie Lang erzählt, die andre beschwichtigende Erklärung des kaiserlichen Gesandten: „Die Integrität des Reichs sei keine rohe, sinnlich-körperliche, sondern eine symbolisch-idealische, nach welcher, Rheingrenze hin oder her, doch noch dieselbe Verbindung des allerhöchsten Reichsoberhauptes und dessen allgetreuesten Kurfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs fortbestehen sollte.“

Die „symbolische Integrität“ des Reiches! Eine Symbolik, die nicht nur in der realen staatlichen Ver lumptheit, sondern auch in der Fragenhaftigkeit zu Tage trat, der das äußere Erscheinen von Staat und Reich verfallen war. Wenn heute bei uns manchenorts die nationale Triebkraft noch nicht stark

*) Memoiren des Ritters R. S. von Lang, II, 109.

genug ist, alle geringern Bedenken zurückdrängend sich der ungetrübten Freude an dem neuen Phönix hinzugeben, so dürfte es von Nutzen sein, von Zeit zu Zeit die Asche etwas aufzurühren, aus der er entstanden ist, und sich das Aussehen des alten Phönix deutscher Nation, der darin unterging, zu vergegenwärtigen. Der realistische und satirische Ritter von Lang hat zwar beim Krönungsfest Kaiser Leopolds im Jahre 1790 vielfach andre Dinge zu Frankfurt gesehen als Goethe 26 Jahre vorher bei der Königskrönung Josephs sah; aber wenn jener seiner Spottlust zu sehr die Zügel schießen ließ, so mag dem fünfzehnjährigen Dichterknaben vieles Glänzende als echtes Gold erschienen sein, was es nicht war, was man denn auch aus der Erzählung des alten Goethe unschwer zwischen den Zeilen herauslesen kann. So entnehme ich denn den Memoiren Langs einige Zeichnungen des burlesken Vorgangs, der hundert Jahre vor dem Antritt der Regierung Kaiser Wilhelms II. zum letztenmal in der Krönungsstadt Frankfurt einen deutschen Kaiser alter Art erstehn ließ.*)

Der Ritter von Lang war als Abgesandter des Direktors des schwäbischen Grafenbundes, Fürsten von Wallerstein, nach Frankfurt gekommen und im Interesse dieser Grafen thätig. Die erste hochwichtige Angelegenheit nun, die ihm in diesem Interesse dort unter die Hände kam, war, so erzählt er, „ein Gesuch des Reichserbmarschalls Grafen von Pappenheim, daß unter denjenigen jungen Grafen, welche die Ehre haben, nach dem bestehenden Reichszeremonial die Speisen auf die kaiserliche Krönungstafel zu tragen, auch die jungen Herren Grafen von Pappenheim möchten zugelassen werden. Die gesamten deutschen Reichsgrafenlande aber, wohin man Kuriere und Stafetten laufen ließ, kamen darüber in nicht geringen Aufruhr und Bestürzung, sintemal, unbeschadet der persönlichen Würde der Herren Grafen von Pappenheim, ihre Herrschaft selbst keine wirkliche Reichsgrafschaft, sondern nur eine unmittelbare reichsritterschaftliche Besitzung war.“

„Ich erhielt also, fährt Lang fort, den Auftrag, eine Antwort an den alten Erbmarschall aufzusetzen, welche ungefähr dahin ging: So erfreut und diensterbötig die gesamten Grafen des heiligen römischen Reichs selbst in dem Fall sein würden, daß der Herr Erbmarschall zum römischen Kaiser und König von Germanien gewählt werden wollte, so wenig könnten sie jedoch auf dessen exorbitantes, unübersehliches, unberechenbares und folgenschweres Begehren, die Herren Söhne und Bettern beim Schüsseltragen und Aufwarten zuzulassen, weder für jetzt, noch in alle ewige Zeiten eingehn.“

„Ich hatte mich aber sehr geirrt, wenn ich hoffte, unter diesen hochgräßlichen Segeln die kommende Frankfurter Pracht nunmehr ruhig mit ansehen zu können. Mitten in der Nacht brach neuerdings ein so gräßlicher Sturm aus, daß ich schleunigst aus Frankfurt heraus nach Offenbach, als dem Ver-

*) Lang a. a. O. I, 206 ff.

deck der deutschen Reichsgrafendeputation, einberufen wurde. Das kaiserliche Hofküchenmeisteramt hatte ein Verzeichnis sämtlicher Schüsseln, wenn ich nicht irre, siebenunddreißig an der Zahl, mitgeteilt, um sie zur Auflegung auf die Tafel an die hierzu bestimmten Reichsgrafen zu verteilen. Nun war aber seit Carolo Magno, oder auch etwas später, das reichsgesekmäßige Herkommen, daß jederzeit die erste Schüssel von einem Schwaben, die zweite von einem Wetterauer, die dritte von einem Franken und die vierte, und so allemal die letzte von einem westfälinger Grafen getragen werden mußte. Allein nach diesem Turnus hätte es sich getroffen, daß die siebenunddreißigste Schüssel, als die allerletzte, wieder auf einen schwäbischen Grafen gekommen wäre, worüber alle anwesenden Schwaben . . . in den heftigsten Unwillen ausbrachen, während gleichwohl auch keiner der andern Stände des Reichs dieser siebenunddreißigsten Schüssel sich annehmen wollte. Es schien nur wenig zu fehlen, daß es nicht gar zu einem bürgerlichen Reichsgrafenkrieg gekommen wäre. Die kaiserliche Hofküche schlug es geradezu ab, diese verwünschte siebenunddreißigste Schüssel etwa wegzulassen, welches ihr auch nicht zu verdenken war, weil sie sich darüber mit allen Küchenzetteln von Kaiser Rudolfus her auszuweisen vermochte. Endlich doch kam, gleichsam wie vom Himmel her, der geistreiche Einfall, aus dieser großen Schüssel vier kleinere zu machen, worauf dann die letzte richtig wieder auf einen Westfälinger traf.*)

„Als Gentilhomme des Reichserztruchsessens hatte ich dem Krönungszug mit beizuwohnen und konnte also diese alttestamentliche Judenpracht gemächlich in der Nähe schauen. Der Kaiserornat sah aus, als wär er auf dem Trüdelmarkt zusammengekauft, die kaiserliche Krone aber, als hätte sie der allerungeschickteste Kupferschmied zusammengeschmiedet und mit Kieselsteinen und Glasscherben besetzt; auf dem angeblichen Schwert Karls des Großen war ein Löwe mit dem böhmischen Wappen. Die herabwürdigenden Zeremonien, nach welchen der Kaiser alle Augenblicke vom Stuhle herab und hinauf, hinauf und herab sich ankleiden und auskleiden, einschmieren und wieder abwischen lassen, sich vor den Bischofsmützen mit Händen und Füßen ausgestreckt auf die Erde werfen und liegen bleiben mußte, waren in der Hauptsache ganz dieselben, womit der gemeinste Mönch in jedem Bettelkloster eingekleidet wird. Am possierlichsten war es, als eine Bischofsmütze im lieblichsten Nasentone und lateinisch zur Orgel hinauf intonierte, ob sie da oben nun wirklich den Serenissimum Dominum, Dominum Leopoldum wollten regem suum habere, worauf der bejahende Chorregent gewaltig mit dem Kopfe schüttelte, seinen Fiedelbogen greulich auf und nieder schwenkte, die Chorjungfern und Singknaben aber im höchsten Diskant herunter riefen: fiat! fiat! fiat!

„Sowie also von seiten dieser kleinen Herrschaft nichts mehr entgegen zu

*) Nach Goethes Bericht gab es schon 1764 ganze einundvierzig Schüsseln, sodaß Lang sich wohl um vier Schüsseln versehen haben dürfte.

stehn schien, gings nun mit der Krone eilends auf das kaiserliche Haupt, vom Empor aber mit Heerpauken und Trompeten donnernd herab: Haderipump! Haderipump! Bump! Bump! Es hätte wenig gefehlt, so wäre mir, ohne zu wissen wie, die erste kaiserliche Gnade widerfahren. Um alles noch gemächlicher mit anzuschauen, stieg ich auf etlichen Latten auf einen Platz in der Kirche, der bei weitem minder stark besetzt und gedrängt war, bis ich dann endlich von einem Bekannten, der mir seine Glückwünsche bringen wollte, erfuhr, daß dieses die Bühne für diejenigen sei, welche der Kaiser zu Rittern schlagen wollte; ich machte mich also mit einem Sprung über diese bevorstandne Ritterschaft wieder hinweg. Nachdem nun dem Kaiser auf einem fahlen Throne, der ausah wie eine Hennensteige, von den Bischöfen die Glückwünsche und Huldigungen unter allen möglichen Arten von Knie- und Buckelbeugungen abgestattet und durch die bis unter seine Nase geschwungnen Rauchfässer ein Wolkenhimmel um ihn her gebildet war, wurden die Kandidaten zum Ritterschlag und unter diesen zuerst und namentlich ein im theatralischen Kostüm schon bereitstehender Dalberg aufgerufen. . . . Von der Kirche aus nahm der Kaiser mit seinem abgeschabten Mantel in langer, aber etwas eilig drängender, daher auch krummer und verwirrter Prozeßion seinen Zug auf das Rathhaus zurück. Er ging in seinen Kaiserpantoffeln über gelegte Bretter, die man mit rotem Tuche bedeckte, welches aber die gemeinen Leute, auf dem Boden knieend und mit Messern in den Händen, hart hinter seinen Fersen herunter schnitten und zum Teil so gewaltsam in Fetzen herunterrissen, daß sie den vorn laufenden Kaiser beinahe damit niederwarfen. . . ."

Diese Staats- und Reichskomödie hatte aber ihre tragische Seite darin, daß unter der Mißwirtschaft der meisten dieser allergetreuesten Kurfürsten, Fürsten und Stände das Volk nicht nur Glauben und Vertrauen zum Staat und zum Reich, sondern oft auch den moralischen Halt und materiellen Wohlstand eingebüßt hatte. Von Köln, wie es um 1790 ausah, als noch kein Franzose seinen Frieden gestört hatte, erzählt Lang, der eben aus dem geordneten und reichen Holland dorthin kam, folgendes: „Desto karglicher sah es dafür in dem frommen Köln aus; die Häuser eingefallen, ganze Straßen leer, der Dom von Haus aus unvollendet; hungernde, flehende Sammergestalten in abgenutzten Mänteln an den Thüren, und lauernde, schmutzige, weibliche Gestalten. Dazu dann ein ewiges Schellen und Klingeln in den 365 Kirchen, und ein Rennen zu den 11000 Jungfrauen und den heiligen drei Königen.“ Und wie hier, so sah es in vielen der von Natur minder reich ausgestatteten Länder aus, wo die Herren nach dem Vorbilde von Versailles das Geld zum Fenster hinaus oder doch zahllosen Nichtsthuern und Juden in den Schoß warfen und dafür dem Bauern das Brot gelegentlich vor dem Munde wegnahmen.

Dieser oft geschilderten Zustände muß man gedenken, wenn man dem

Geiste nachforscht, der damals gerade in den alten deutschen Kernlanden lebte. Das Gefühl staatlicher oder nationaler Würde war völlig zerfetzt, zerrieben, verloren, Recht und Ordnung waren gebrochen, der Druck der Armut an vielen Orten groß, und wo noch freiere Bewegung, Sicherheit der Arbeit und des Besitzes vorhanden waren, da fühlte man sich von allen Seiten durch Beamte und Zunftordnungen, durch den Zollbeamten rechts, den Steuereinnahmer links, die Taxistische Reichspost hier, die Lasten auf Handel und Verkehr dort so eingesehnürt, daß, als von Paris her der Ruf nach Freiheit herüber tönte, nicht nur junge Schwärmer, sondern auch verständige Leute alsbald gewonnen wurden.

Um 1790 war man links des Rheins zum großen Teil französisch gesinnt und ebenso in Frankfurt; und als das linke Rheinland an Frankreich kam, freute man sich, aus der alten unerträglich drückenden Atmosphäre herausgekommen zu sein; der nationale Gegensatz blieb vorläufig verdeckt unter der Freiheit vom alten Zwack und Placken der Kleinstaaterei. So sehr verdeckt, daß man links des Rheins trotz der dann drüber weg gehenden Kriege auch 1815 noch mit sehr geteilten Empfindungen die Vereinigung mit den deutschen Staaten aufnahm. Auch weiter hinein ins Reich verslog der Rest nationaler Gesinnung vielfach vor der Aussicht, durch die Franzosen zu bessern staatlichen Zuständen zu gelangen. Die Freiheitskämpfe ließen den nationalen Geist zwar plötzlich aufflammen. Aber kaum war der Friede geschlossen, so begingen die deutschen Regierungen den Frevel, vor diesem nationalen Geist in Furcht geratend, ihn durch Wiederherstellung eines großen Teils der alten staatlichen Zwangsanstalten zu bekämpfen.

Im preußisch gewordenen Rheinlande wurde zwar nicht alles, was die französische Herrschaft gebracht hatte, urteilslos wieder hinausgesetzt; vor allem blieb der französische Kodex des Rechts in Kraft; aber man erinnerte sich dort doch noch lange, woher diese Wohlthaten gekommen waren, und sah mißmutig auf die strenge Beamtenfaust Preußens und die Karlsbader Beschlüsse hin. Im Süden legten sich die Kleinen, die von Napoleons Gnaden größer geworden waren, keinen Zwang an, als die beiden deutschen Vormächte sie forderten, die gute alte Zeit wieder herzustellen und den gefährlichen nationalen Geist in Banden zu schlagen, „und so ist sie nun, seufzte Ritter von Lang, mit Gottes Hilfe und um den Preis unsers vielen Blutes wieder da, die alte schöne Zeit der Patrimonialgerichte, der Landesperren, der Siegelmäßigkeit und Steuerprivilegien, der neuen Fideikommiss der wieder besetzten leibeignen Gütergebundenheit, der geheiligten Gemeindeordnungen, der Wallfahrten, des Kapuzinerbettels.“

Was anders denn war es, als die Idee von Staat und Nation, wogegen Österreich zu Karlsbad und auf den Kongressen von Aachen bis Verona steht? In ganz Europa wurde den Nationen, die sich auf sich selbst besannen,

der Mund gestopft, und in Deutschland außerdem noch das Begehren, aus den kleinstaatlichen Fesseln zu lebendigem Staatentum zu gelangen, niedergezwungen. Das war nicht eben schwer, weil im Volk selbst Staat und Nation mehr von jenseits des Rheins herübergeflogne Ideen, als im Volke gereifte, feste Begriffe waren. Zu lange war man gewohnt gewesen, sich als Glied der Hennebergischen oder Zweibrückenschen oder Hohenlohischen oder Ottingenschen Nation zu fühlen, als daß man sich von einer deutschen Nation einen rechten Begriff hätte machen können. Die französische Revolution selbst war nicht national gewesen; erst der lange Druck gallischer Fremdherrschaft hatte den nationalen Gegensatz in Spanien, in Italien, in Deutschland hervortreten lassen. Auch hätten die Regierungen das Erstarken des nationalen Geistes nach 1813 schwerlich gefürchtet, wenn er sie nicht in ihrem staatlichen Besitzstande bedroht hätte. Denn dieser nationale Geist von 1813 war kaum mehr als ein Schattenbild, das bald verschwand; was blieb, war der Staatsbegriff als Gegensatz zu der halb in privaten Rechts- und Verwaltungsformen stecken gebliebenen kleinen Herrschaften. Die Deutschen haben auch seit 1813, und besonders seit 1815, immer nur mit der Sehnsucht nach einem bessern Staatsleben gerungen: gesetzliche Ordnung, freie Bewegung innerhalb erweiterter staatlicher Grenzen, das Volkswohl als Staatszweck — das waren die durch die Zustände gegebenen nächsten Bedürfnisse; sich als Nation zu fühlen, dazu hatte man noch keine Zeit gehabt außer in den engen Kreisen von Gelehrten, Poeten und Studenten. Das nationale Elend von 1798 bis 1813 war alsbald von dem staatlichen Elend des Deutschen Bundes verdrängt worden.

Der Staat nun, der jene Bedürfnisse am besten befriedigte, war Preußen. Hier hatte sich unter einem König der Paraden und einem König der Schlachten die straffe Disziplin ausgebildet, die nicht nur das Heer, sondern auch das Beamtentum bis auf den heutigen Tag traditionell durchdringt, diese Disziplin, die die Grundlage von Ordnung und Gesetzmäßigkeit ist, und die so gut die Soldaten wie die Beamten, wie den König selbst beherrschte, diese Disziplin, die von roher Außerlichkeit des Kasernendienstes ausgehend den Begriff der Pflicht großzog und in dem Volkskörper durch alle Adern verbreitete, bis hinauf zum ersten Diener des Staats. Die Schule dieser Disziplin, die Preußen durchgemacht hatte, war hart genug gewesen unter Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne; aber sie war so nachhaltig wirksam, daß sie die zersetzende Zeit Friedrich Wilhelms II. überdauerte und den Staat auch unter den äußern Stürmen und dem engen Geiste Friedrich Wilhelms III. rettete.

Hier war ein Staat, der das hatte, was dem übrigen Deutschland, was auch Osterreich fehlte, und wonach sich die Leute sehnten, die ein Ende der Kleinstaaterie herbeiwünschten. Wo in dem Länderhandel seit 1801 die preussische Hand in kleinstaatliche Zustände hineingriff, da spürte man sofort den Unterschied gegen früher: es kam Ordnung, Redlichkeit, Gesetzmäßigkeit in die

Verwaltung. Diese Zustände verschwanden wieder, wenn ein Land, wie z. B. Ansbach, an einen Kleinstaat zurückfiel. Je deutlicher sich seit 1815 und 1820 herausstellte, wie unfähig der neue Deutsche Bund war, dem allgemeinen Bedürfnis nach staatlicher Ordnung und zugleich gesetzlicher Freiheit zu genügen, um so mehr wandten sich die Blicke nach Preußen hin; aber nicht weil man dort den Kern der Nation, sondern weil man einen wohlregierten Staat sah. Man war viel eher geneigt, Preußen kaum als deutschen Staat gelten zu lassen. In Preußen selbst war man weit entfernt, sich zum Bannerträger der Nation zu machen; dort hatte auch Friedrich II. nicht für die Nation, sondern für seinen Staat gekämpft, und sein Volk fühlte sich noch 1820 ebenso als preußische Nation wie die Nassauer als nassauische. Deutsches Volksbewußtsein war den Preußen so wenig eigen, daß sich während der napoleonischen Fremdherrschaft eine starke französisch gesinnte Partei in Berlin bildete, daß um 1841 Berthes von dem „alten Berliner Haß gegen die deutsche Nation“ reden konnte, und daß ihm um dieselbe Zeit ein Freund aus Berlin schrieb, jeder Preuße empfinde einen instinktmäßigen Ekel gegen das Deutsche Reich.

Ekel und Haß wurzelten in der Verachtung des unstaatlichen, zerfahrenen Wesens im Reich, in dem fest ausgeprägten staatlichen Bewußtsein des Preußen, das von keinem nationalen Empfinden in der Beurteilung des Reichs aufgehalten wurde. Sa das preußische Bewußtsein war gerade in dem maßgebendsten und wichtigsten Teil der Bevölkerung, im Adel und unter den Bauern, gar nicht einmal ein wirklich rein staatliches: es war wesentlich ein königliches, das mittelalterliche Treuebewußtsein des Lehnsmanns gegen seinen Herrn. Der König war der Staat für den richtigen Preußen, freilich in anderm Sinne, als es zu Versailles festgestellt worden war, und weit mehr dem Papst zu vergleichen, der dem ultramontanen Katholiken heute über der Kirche steht. Erst König, dann Staat, dann in weiter Ferne vielleicht die Nation — das war die preußische Rangordnung. Und wie wenig man sich in Preußen um nationale Interessen kümmerte, zeigte bis in die neueste Zeit die königstreueste Partei in ihrem Widerstreben, so 1849 wie 1866, gegen die Verschmelzung Preußens mit Deutschland. Friedrich Wilhelm IV. fühlte sich noch als Lehns-träger des Hauses Osterreich, und nicht ihr nationalbewußter Wille, sondern der Zwang der Verhältnisse hob die preußischen Könige allmählich über die staatliche zur nationalen Stellung empor.

Die Anerkennung, die man im übrigen Deutschland dem preußischen Wesen zollte, war durch die Verhältnisse erzwungen und wurde daher nur widerstrebend gewährt. Man sah seit 1820 immer klarer, daß nur Preußen die staatliche Kraft hatte, der Nation aufzuhelfen. Aber der alte Widerwille gegen das preußische Wesen sträubte sich gegen diese Anerkennung, und dieser Widerwille entsprang hauptsächlich aus derselben Quelle wie die Anerkennung. Schuf die preußische Disziplin Ordnung, so that sie das doch in einer rauhen, her-

rischen Form, die dem Rheinländer und Südländer höchst unangenehm war. Nordisches Temperament und soldatische Disziplin waren und sind vielleicht noch heute Dinge, die einen tüchtigen, aber nicht immer einen angenehmen Soldaten und Beamten machen, besonders für Leute, die von jeher gelegentlich an Willkür, aber immer an bequemes Gehenlassen und gemüthliche Nachsicht gewöhnt waren. Noch heute spürt man dieses vielleicht zu wenig beachtete, aber vielbedeutende Verhältnis, daß der Preuße, auf seine Tüchtigkeit pochend, oft den Süddeutschen verlegt, der ihm seine Schärfe doppelt anrechnet, weil er seine Tüchtigkeit nicht angreifen kann. Die stahlharte preußische Beamten- disziplin ist nicht dazu gemacht, anderwärts und am wenigsten in den alten deutschen Kernlanden „moralische Eroberungen“ zu machen, wie man es in der vorbismarckischen Zeit nannte.

So hat der nationale Gedanke in den staatlichen Bewegungen seit 1813 nirgends in Deutschland eine wesentliche Rolle gespielt. Und als er 1840 und dann stärker 1848 hervortrat, da wurde er sowohl von Preußen wie von Österreich aus staatlichem Interesse bekämpft und niedergeworfen. Preußen fehlte der Ehrgeiz, fehlte der Mut und vielleicht auch die Kraft, an der Spitze stehend die Nation staatlich zu organisieren; für Österreich war der nationale, der deutsche Einheitsgedanke damals wie später ein feindlicher Gedanke: das nationale Prinzip treibt und trieb Österreich aus einander. Denn Österreich war und ist vor allem das Österreich der habsburgischen Hausmacht, das Österreich nach 1866. Wenn Erzherzog Johann nach Frankfurt ging und Reichsverweser wurde, so hieß das nicht, daß Österreich ein einiges Deutschland wollte, sondern genau das Gegenteil davon.

Nicht im praktischen Staatsleben, wohl aber in der idealen Atmosphäre von Wissenschaft und Kunst erhielt und kräftigte sich nach 1813 der nationale Gedanke. Von Fichte und Körner und Arndt her wurde er in diesen Kreisen gepflegt; seit etwa 1840 wußte und sah man wenigstens in der Litteratur und im Buchhandel, daß die Deutschen eine abgeschlossene Nation seien. Noch ehe durch die Freiheitskriege das Bewußtsein der nationalen Einheit in die Litteratur drang, hatten unsre großen Dichter und Denker durch den Wert ihrer Werke selbst die Emanzipation von dem bis dahin herrschenden fremden, besonders französischen Geiste wenn nicht vollendet, so begründet. Wer heute von Vater oder Großvater eine ob große ob kleine Bücherei geerbt hat, findet darin vorwiegend französische, zu geringem Teil deutsche Bücher etwa bis aus dem ersten Viertel unsers Jahrhunderts. Die gebildeten Schichten lasen meist französische Werke, schrieben und sprachen viel französisch, die Bildung holte man sich aus der Fremde. In diesen Schichten konnte sich wohl nationales Empfinden wie beim niedern Volke erhalten, nicht aber das stolze Selbstgenügen erwachsen, das ein großes und einiges Volk charakterisiert.

Das nationale Bewußtsein war durch Jahrzehnte hauptsächlich bei Sängern

und Dichtern heimisch. Endlich fand sich der Mann, der die realen Verhältnisse real zu behandeln verstand. Staatlich und preußisch durch und durch erhob sich Bismarck zu nationaler Größe. Mit den staatlichen Mitteln der Gewalt zwang er das Staatentum des alten Reichs in neue, nationale, einheitliche Formen. Keiner unsrer großen Kontinentalmächte ist dieser Bruderkrieg erspart geblieben; alle haben sie auf dem Wege von Blut und Eisen ihre Größe, ihre nationale Einheit errungen, mit einer Ausnahme: Österreich, das jetzt den verzweifeltsten Versuch macht, die nationale Grundlage zu finden, die es für Deutschland nicht zu finden verstand. Welche geschichtliche Tragik liegt in diesem Ringen Österreichs um das nationale Prinzip, das es jahrhundertlang immer von sich gewiesen, mißachtet, endlich bekämpft hat! Wie tief und weit liegen die Anfänge der Schäden, an denen es heute krankt! Das Weltreich Karls V., durch Heiraten geschaffen, durch Jesuiten geleitet und verdorben! Sind nicht diese wilden nationalen Kämpfe in Böhmen wie eine Rache für den Mord von Eger und die Missethaten päpstlicher Herrschsucht? Hat Österreich nicht bis zuletzt die nationale Kraft, nach der es jetzt auf slawischem Boden gräbt, in Deutschland verleugnet?

In Wien wie an den meisten deutschen Fürstenthüfen war man noch 1866 so wenig von der Bedeutung des nationalen Gedankens überzeugt, wie zur Zeit Metternichs. Man rief in Bayern um französische Hilfe; ein kleinstaatlicher Minister erniedrigte sich soweit, daß er dem russischen Zaren vorspiegelte, die livländischen Provinzen seien nicht vor Bismarck sicher, und ihre Treue sei verdächtig. Um in Rußland gegen Bismarck Mißtrauen zu erregen, wurden die Deutschen verdächtigt und ins Verderben gestürzt. Im Volk war man so wenig auf die nationale Einigung vorbereitet, daß Bismarck zu dem gewagten Mittel der Verheißung des allgemeinen Stimmrechts greifen mußte, um die Massen fortzureißen. Wenn wir uns alles dessen heute erinnern, so bemerken wir die bedeutende Strecke, die wir seit jener Zeit auf dem Wege innerer nationaler Einigung zurückgelegt haben. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß nationale Einheit dem deutschen Volkscharakter widerspricht, daß wir von Natur verdammt seien, partikularistisch und uneinig zu sein bis zur Gefährdung der äußern Einheit. Dreißig Jahre einer ruhmvollen, gebietenden Stellung Deutschlands im europäischen Staatensystem haben in den führenden Volksschichten das nationale Bewußtsein gestärkt und auch in die breiten untern Volksschichten dringen lassen. Aber lange noch wird der Vorsprung nicht eingeholt werden, den Völker, die seit Jahrhunderten in großen staatlichen Verhältnissen national zusammenwachsen und leben konnten, vor uns voraus haben. Die Geschlossenheit, zu der Rußland im sechzehnten Jahrhundert gelangte, die in Frankreich Ludwig XI. zu erzwingen begann und Richelieu vollendete, die in beiden Reichen mit Blut und Eisen, nicht gegen Fremde, sondern gegen die Landesgenossen geschaffen wurde, ist in Deutschland nicht durch einen siegreichen

Krieg und ein Blatt Papier schon erlangt worden. Auch sind wir nicht Slawen noch Gallier. Separatismus, Sonderbündelei scheinen uns im Blute zu liegen. Bei Slawen und Galliern sind die Staatensplitter weggefeigt worden; bei uns sind sie geblieben. Zeit, gemeinsame Arbeit, gemeinsame Geschicke müssen das übrige thun, um in uns die nationale Kraft zu stählen, die heute nötig ist im Daseinskampf der Völker.

(Schluß folgt)



Übelstände bei der Rentenbewilligung

Von Ernst Kirchberg



n seiner vor anderthalb Jahrzehnten erschienenen Abhandlung über „Die Unfallversicherung in den europäischen Staaten“ hat Bödiker, der frühere Präsident des Reichsversicherungsamts, darauf hingewiesen, wie schwer es unter der Geltung des Haftpflichtgesetzes dem einzelnen Arbeiter bei seinem Vermögens- und Bildungsstande gemacht war, einen Entschädigungsanspruch für einen Betriebsunfall durch einen Prozeß gegen seinen Arbeitgeber oder gegen die mit den reichsten Mitteln ausgestatteten privaten Versicherungsgesellschaften durchzusetzen. Das Haftpflichtgesetz mit seinen offenkundigen Mängeln gehört zum Glück längst der Vergangenheit an, und seitdem ist mit der Durchführung der sozialpolitischen Gesetzgebung bei uns in Deutschland ein großer Teil der sozialen Frage gelöst worden. Heute erhält jeder Lohnarbeiter im Falle der Erkrankung zum mindesten dreizehn Wochen hindurch eine ausreichende Krankenunterstützung, und seit dem Bestehen der Arbeiterversicherungsgesetze sind bis zum Schluß des Jahres 1897 an Unfall-, Invaliden- und Altersrenten und sonstigen Entschädigungsbeträgen zusammen schon über sechshundert Millionen Mark ausgezahlt worden. Im Jahre 1897 allein haben die Ausgaben 122 Millionen Mark betragen für 485 732 Unfall-, 452 300 Invaliden- und Altersrentner, während außerdem bei der Unfallversicherung 29 599, bei der Invaliditäts- und Altersversicherung 212 983 Personen vorübergehende Unterstützungen oder Beitragserstattungen bei der Verheiratung und im Todesfalle erhalten haben.

Wenn diese Zahlen auch keines weitem Kommentars bedürfen, wenn man auch bemüht gewesen ist, in der sozialpolitischen Gesetzgebung etwas brauchbares zu schaffen und den Arbeiter nach Möglichkeit gegen die wirtschaftlichen Folgen des Alters und der unverschuldeten Erwerbsunfähigkeit sicher zu stellen,